

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1916**

5.3.1916 (No. 10)

# Die Pyramide

Sonntags-Beilage des Karlsruher Tagblatts.

Nr. 10

Karlsruhe, Sonntag, 5. März

1916

## Zu Scheffels 90. Geburtstag.

### Zeitgemäße Scheffelworte.

Wer die Grenz wacht hält im Osten,  
Steht auf ehrenvollem Posten  
Und Altdeutschland denket sein:  
Stammeshaf und Schranken fallen,  
Und die Mutter will von allen  
Söhnen treu gehütet sein.

Rühnend schauen, Gott vertrauen,  
Lebend'gen Quell nicht rückwärts stauen,  
Mehr vermochten die Alten nicht.  
Uns vom Feind herauszuhauen,  
Dereint am Reiche weiterbauen,  
Ist des heut'gen Mannes Pflicht.

Bedachsam erst erwägen,  
Sich ohne Zweck nicht regen,  
Doch dann mit starken Schlägen  
Den Feind zu Boden legen —  
Das freut die alten Degen!

J. Victor v. Scheffel. (Nachgelassene Dichtungen.)

Aus dem bisher un veröffentlichten dichterischen Nachlaß  
Jos. Vict. von Scheffels.

### Irene von Spielberg.

Fragment eines venezianischen Romans aus dem XVI. Jahrhundert.  
Geschrieben auf dem Castell Toblino, gefunden am Tage des Falles  
von Warschau im Weltkrieg 1914/16.

Herrn Siegfried von Rodensteins venet. Gedenkbuch.

Kapitel III.

(Nachdruck verb.)

(In den Waldenser Tälern.)

Es war ein verhängnisvoller Sonntag, der jenem Abend folgte und hätt' ich des Spruches Salomonis gedacht: Rühme dich nicht des morgigen Tages, denn du weißt nicht, was heute sich begeben wird, — so wär ich nicht so wohlgenut im festlichen Gewande dem Pfarrherrn bergan gefolgt, der mich mit feierlicher Begrüßung in Haus und Hof droben einzuweisen gedachte.

Eine stille Andacht war über mich gekommen, da wir im Brausen der feuchtwarmen frühlingsverlöbenden Windstöße die Höhe erstiegen. Auf den neu Morgens gefehrien Abhängen taute der Schnee, jener sehnstüchtige Schauer, der zu dieser Frist wie ein Odem Gottes durch Natur und Menschenherz zieht, darüher wie unser Alpenland. Wie eine Verheißung glücklicher Zukunft schaute die neue Behausung mir entgegen, an Türen und Fenstern mit festlichem Grün geschmückt.

Die Männer des Tales waren heraufgekommen, mir ein Zeichen ihrer Achtung zu geben. Etliche führten mein weißes Roß heran, das seither, gleich mir, im Pfarrhof Unterkunft gefunden. Andere trugen mein Hausgerät und meine Waffen. Zwei stattliche Pergamentrollen unter dem Arm, stand pfiffig lächelnd der hagere Petrus Final, ehrsamer Schulmeister und Ratschreiber der Gemeinde, beim alten Lautenschlager und rief schon von weitem seinen gewohnten Gruß: Bon di, Sior Capitano, com' vai' la?

Und sie ordneten sich in gedoppelter Reihe zum Empfang, da ich Hand in Hand mit dem härtigen Pfarrherrn bis vor des Hauses Eingang schritt, und küßten ihre Hüte. Hinter einem nahen Baumstamm versteckt, schaute das Kind Marioletta klug lachend herüber. Gottfried Veraglio, der Prediger, aber winkte mit der Rechten und sprach:

„Gesegnet der Mann, der sein Haus aufrichtet auf einem festen Grunde, in der Furcht des Herrn! Nachdem es der Gnade Gottes gefallen, daß Herr Siegfried von Rodenstein schon vier Jahre in unserem Kirchspiel verweilt, auch nunmehr den Entschluß gefaßt, sich ganz und gar bei uns heimisch zu machen, — nachdem derselbe in guten und schlimmen Läuften seither wie ein Bruder zu uns gehalten, also daß wir schier von ihm wie Paulus von Timotheo rühmen könnten: Wir haben keinen, der so gar unseres Sinnes sei und so freundlich für uns Sorge, — nachdem insbesondere Herr Siegfried mit vielfacher Arbeit seines Geistes, mit Briefen und Defensionschriften beim Parlament zu Turin, wie bei der Krone Frankreich und auswärtigen christlichen Fürsten für die Sache unserer Taler eingestanden, auch seine Kriegserfahrung und sein gutes Schwert für den Fall drohender Vergewaltigung uns dienstwillig angeboten: haben die Ältesten des Kirchspiels der Gemeinde Angrogna beschloffen, ihm auf den hentigen Tag die Rechte eines Bürgeres besagter Gemeinde zu verleihen, nicht minder seinem Gefährten Hans Lautenschlager, dem Bergmann, dasselbe Bürgerrecht zu erteilen, — und wollen ihn dessen zur Urkund die von Syndikus

und Ältesten unterschriebene Ernennung zufertigen. Zugleich wollen sie dem Herrn Siegfried, welcher oftmals seine Vorliebe für Geschichte und alte Ueberlieferung der Taler zu erkennen gegeben, in die Bücherei seines neuen Hauses zwei Abschriften von dem ältesten Schriftwerk übermachen, wie solches im Archiv der Kirche von Angrogna beruht und von Petrus Final, unserem Schulmeister, nicht ohne Mühe entziffert und copiert worden.“

Der Schulmeister trat heran und überreichte mit Wichtigkeit seine Pergamentrollen. Es war das merkwürdige Lehrgedicht la noble leçon, darin schon ums Jahr Eshundert ein waldensisch gekuntter Mann in der melodischen Provençaler Sprache die einfachen Grundsätze seines Glaubens in Reim gebracht. Und war eine alte Erbauungsschrift in ungebundener Rede lou trésor de la fe, sorgsam geschrieben und mit kunstreich geschmückten Anfangsbuchstaben verziert.

„Und so möge denn, fuhr der Pfarrherr fort, des Herren Schutz immerdar walten über dem neuen Gebäu und dem, der darin einzieht, — und möge eintreffen, was geschrieben steht: durch Weisheit wird ein Haus gebaut und durch Verstand erhalten, Amen!“

Und wieder schlangen die Talmänner ihre Hüte zum Gruß und traten vor, mir die Hand zu schütteln. Marioletta kam herangefastert und hing sich treuherzig an meinen Arm, Hans Lautenschlager aber wollte just zur Bergwand hinüberschreiten, wo er etliche Handrohre und Feuerbüchsen in Bereitschaft gestellt, um eine feierliche Salve abzubreuen. — — — da kam ein Knab' von der Richtung der Bacher-Alp hergesprungen und winkte so auffallend mit den Armen und raunte mit so großen Schritten in den Streis der Versammelten, daß mir keine Gelegenheit mehr ward des Pfarrherrn wohlwollenden Spruch zu erwidern.

Es war Klein-Heinzlein, mein Reitersjung, der vor etlichen Tagen, da der Schnee anfang zu schmelzen, Hinaufgeschick war auf die Bacher-Alp, nachzuschauen, ob die Hütten droben die Unbill der Winterstürme bestanden oder der Wiederherstellung bedürften.

Das starke Rennen hatte ihm den Atem benommen, er mußte eine Weile verschnaufen, eh er sprechen konnte.

„Schlimme Kunde, stammelte er endlich, schlimme Kunde, der Feind kommt, die Besatzung von Pignerol kommt, ach liebster Herr Siegfried, ich kann nichts dafür, aber S'ist wahr, der Herr von Raconis kommt, der Marfese de la Trinité oder Tirannitö kommt, mit Feuer und Schwert kommen sie!“

Bin gestern mittag schon droben gewesen auf der Bacher-Alp, schwachte der Nebel weiter, und wie es Abend ward und die Sonne warm und goldrot auf die weißen Schneefelder schien, bin ich hinausgeritten vor die Seemhütte und hab meine Kapp abgezogen und ein Vater Roster gebetet darum, daß Gott die Berge so schön erschaffen — — —

Da kamen drei fremde Männer auf die Hütte zu. Keine Hirten der Gegend, die kenn' ich schier alle. Hatten zwar lange Schneeschuhe, wie wir sie auch tragen, aber auch schwere Radschloßstinten umgehungen und Pulverhöner im Gürtel und breite Schwerter und schauten grimmig drein. Da sprang ich schnell in die Hütte zurück und versteckte mich in der aufgeschütteten Streu, die noch vom letzten Herbst her im Winkel lag. Und dauerte nicht lang, so tappten sie unter das Vordach, rissen Bretter und Sparren aus, zündeten ein Feuer an und tranken sich aus großer Feldflasche zu und fluchten viel in fremden Zungen. Aber so viel war doch zu verstehen, daß sie sagten, der Weg vom Perusatal her ist practicablel und der Weg von Sankt Martin auch, — diesmal soll sie ihre große Landstange und der Verhan nicht viel nützen. Das vorige Ma'

ist der liebe Gott selber ein Waldenser gewesen, aber es führen noch allerhand Pfade nach ihren Teufelsnestern. Der Herr von Maconis und Herr Claudius Truchiet von Nincaret werden ihnen den Frühlingssanfang einschleichen und die Tag- und Nachtgleiche, daß sie zeitlichens daran gedenken....

Wir mit Neugiten und Wangen in meiner Streu gelegen, bis sie abzogen, aber wie ich heut früh heimzuschleichen will und bei erster Morgenröthe hinunter schau ins Tal der Vermagnasca, da kam schon wie eine schwarze Schlange den Bergweg emporgeringelt und glitzerte hell in Wehr und Waffen, wenn der Pfad sich aus dem Schatten wandte.

„Sprichst Du auch lautere Wahrheit?“ fragte der Pfarrherr Beraglio ernst.

„Wahr, Herr Pfarrer“, sagte der Reiterjüngling, „und hab auch heimlich Etwas zu mir gesteckt, das einem der Drei entfallen, er hat's an einer roten Schnur um den Hals getragen.“

Er reichte ihm ein dreieckig Amulet von Blei, darum ein Zettel gewunden. Es war ein Spruch, der gegen Kugel und Schwert und pöblichen Tod fest machen sollte und stand auf der Rückseite: pro conversione haereticorum. Wir wußten von früheren Kämpfen, daß man mit solchen Zauberformeln dem savoyischen Soldaten Mut zu machen pflegte, bevor es zum Gefecht ging.

Es war kein Zweifel mehr.

„Nun denn, Ihr Männer, rief der Pfarrherr hoch aufgerichtet und eine Räte stog über sein schlammiges Antlitz, — die Stunde ist gekommen, von der geschrieben steht im dritten Buch Moses: Eurer Hünse sollen Hundert jagen und Eurer Hundert sollen Zehntausend jagen und Eure Feinde sollen vor Euch her fallen in die Schärfe des Schwertes!“

Da war's mein einziger Gang in das neue Haus, daß ich drin den Harnisch umlegte und den Eisenhut aufsetzte. Alle wußten was zu tun stand und drückten sich die Hand als stillschweigend Versprechen männlicher Haltung. Lautenschlager verteilte die Büchsen und Handrohre, die zu frühlicher Festivals in Bereitschaft standen, — und im Eilschritt gieng bergab.

In kurzer Frist heulte die Sturmglocke durchs Tal, von Hügel und Walden strömten die Männer gewaffnet mit Schleuderhaken, Staudbüchsen, Spießen, viele mit Eisenblech und Flechtwerk gebrüstet, zu den alten Linden vor der Kirche, dem herkömmlichen Sammelplatz.

Die Alten und Welber und Wehrlosen wurden ermahnt, sich mit Lebensmitteln und wärmender Kleidung zur Flucht ins Hochgebirg zu rüsten — nach Pra del Torno an der Westseite des Bacheraberges.

Nährhunderte lange Erfahrung hatte jenen Schlupfwinkel bewährt, eine große Höhle inmitten der unwegsamsten und höchsten Berge, deren Zugang, von niedergedrohten Felsstrümmern übersät und schwindelnden Abgründen umringt, nur wenigen der Talbewohner kund war. Dort hatten früher in Zeiten der Verfolgung die alten Prediger ihre geheimnisvollen nächtlichen Versammlungen gehalten, dort ihre Jünger in der herzäuernden Einöde des Hochgebirgs zum Predigtamt vorbereitet und in die Welt entsendet. Schauernd erühte Sagen vereinten sich mit der Unzugänglichkeit der Wildnis, um der Verfolger Fuß von jenen Revieren fern zu halten.

Wir aber rückten mit dem wenigen wehrfertigen Volk in stillem Elmarisch die Schluchten der Angrogna hinauf, um vom Berg la Bacher aus den Paß ins Tal zu verlegen. Zu fester Schanze stehen dort die Felsen emporgerichtet, durch eingerammtes Pfahlwerk noch unzugänglicher gemacht. Eine einzige schmale Brücke in der Tiefe gestattete den Uebergang des tosenden Wildbachs.

Ein freudig Gemurmel ging durch unsere Reihen, da alles in schneeiger Stille ruhte, von keinem Feinde besetzt.

Aber bald unterbrach dumpfer Trommelschlag das Schweigen der einsamen Landschaft. Kaum hatte Lautenschlager unten an der Brücke unsere schwache Vorhut sorgsam aufgestellt, so knatterten die ersten Schiffe. Die savoyischen Heerhaufen rückten heran.

Erst trennte noch der in wildem Gefäll einherbrausende Bach die Streiter. Aber die Verteidiger der Brücke mußten weichen, obgleich so manchen der feindlichen Knechte ihre sicheren Schiffe weggepörscht hatten. Der Bach ward überschritten und es geschah ein harter Anlauf wider die Höhen.

Da wars ein herzkräftigerer Anblick, wie auf der Felsplatte oben der Pfarrherr Beraglio stand, im langen Talar, die Bibel unterm Arm, gleich einer Säule, zu der seine Streiter emporschauerten wie zu einem Wahrzeichen, daß der Sieg mit uns. Vergänglich hatte er dem Kind Mariolotta befohlen, in den Felsversteck von Pra del Torno sich zu begeben. Sie hatte ihre großen dunkeln Augen bittend zu ihm erhoben und wach nicht von seiner Seite.

Da scharten wir uns hinter dem Hauptverhan um jene Bergkuppe zu männlicher Gegenwehr. Zweimal sausten die bereitgehaltenen Trümmerstürze, Felsgeröll, Baumstämme und was sonst noch aufgehäuft lag, in großen Sprüngen alles mit sich in die Tiefe reichend, bergab und reinigten die Abhänge von den anlaufenden Stämmern.

Mit einem Mal aber stieg eine Rauchsäule in der Richtung unseres Dorfes unheimlich empor und der Schlachtruf: avanza, avanza, armata della le ericholl in unserm Rücken auf der unverteidigten Angrogna gefehrten Seite des Berges.

Auf unvermuteten Nebelpfaden hatte inzwischen Herr Claudius Truchiet von Nincaret mit einem zweiten Heerhaufen die Höhen überschritten und rückte durch die Flammen des unverteidigten Dorfes dem Kampflatz entgegen.

Jetzt hub sich ein scharfes Gewühl an unseren Verhanen, und

ging uns hart an Leib und Leben. Aus naher Nähe schlug eine feindliche Kugel meinen Harnisch durch. Aber in der Eile des Abzugs halt' ich die Pergamentrollen der noble leycon im Brustwams geborgen. Darinnen blieb die Kugel ermattet hängen und ich warf mich wiederum ins Gefecht. Es war eine wilde, tapfere Schar, die wider uns auflebte und mitten unter ihnen ein Wöndch, der trug das Bildnis des Gekreuzigten vor und hatte an des Heilands beide Arme Dolche geheftet zum Zeichen, daß es des Göttlichen Wille sei, kein Erbarmen zu haben mit uns Ketzern.

Da mit einem Male seh' ich an emporstimmender Feinde Spitze ein bleiches Angesicht unter einem buschumwallten Helm, das wirft mir einen schneidigen, hohnlachenden Blick zu und verschwindet wieder im Pulverdampf, der Freund und Feind verhüllte.

Jener Blick ging mir durch Mark und Bein — und ich wußte zur Stund, daß unsere Sache verloren....

Denn schon vor elf Jahren, da vor Jugostadt des schmalkaldischen Bundes Heersführer des Kaisers Majestät so gern zu offener Feldschlacht herausgelockt hätten, und ich als junger Fähnrich den Trompeter zu geleiten hatte, der des Kurfürsten zu Sachsen und Landgrafen zu Hessen Ansorderungsbrief ins kaiserliche Lager brachte, — da war in des Kaisers Vorzimmer jener Weltliche gestanden, damals ein Edelknab des päpstlichen Feldhauptmanns Farnese. Und wie ich fest und wohlgenut unter all' den spanischen und weltlichen Obristen das Schreiben überreicht, schaut er mich mit seinem dreimal vermaledeiten höhnlichen Unglücksblick an, daß ich zusammenfuhr, als hätt' mir einer mit gekelter Stimme zugerufen: Wehr um, zuech heim, Ihr werdet's nicht gewinnen!

Dem Kaiser selber, der in des Dr. Et zusammengeschossenem Sommerhäuslein ein unsein Quartier hatte, bin ich fest und unverzagt vor Gesicht getreten, wiewohl mir sein Lächeln, womit er den Ansorderungsbrief zusammenfaltete, auch schlimme Dinge hätte prophezeiten mögen — aber jenes Edelknaben Blick konnt ich schwer ertragen.... War ihm auch nie wieder begegnet, bis er — um ein Degenium älter geworden — hier an den Abhängen der Bacheraberga-Mp zum zweitenmal auf mich geheset war. Und nicht zum letzten!

Damals aber war's nicht Zeit, alte Geschichten zu überdenken. Von allen Seiten giug's drunter und drüber.... Schlachtruf, gekellender Hörnerston, rollender Widerhall der Schüsse, —... Stöhnen Getrossener, Mirrend Aufschlagen von Eisen auf Eisen, —... Handgemenge ringsum. Ein dichter Pulverdampf verhüllte wolkengleich die Höhen, dann sah ich auch den Pulverdampf nicht mehr, ward mir schwarz vor den Augen. Im linken Oberarm sah etwas, wie eine aus naher Nähe geschossene Blüchsenkugel und über Stirn und Wangen sah etwas, wie ein Fellepartenschlag.

„Blick und blau Feuer!“ hör' ich Lautenschlagers Stimme mir zur Seite, „jetzt gilt's!“

Eng zusammengedrückt talen die Lechten unseres Häusleins elnen Ausfall und brachen mit dem Schwert Weg durch den Feind. Von meines Kriegsgesellen treuer Faust mit fortgerissen, wie ein Schlachtwander weiter sechtend, strebt' ich bergab — gen Pra del Torno hin. Was weiter geschah, ich weiß es nicht.

Die Männer von Angrogna waren geschlagen und auf der Kuppe der Bacheraberga-Mp flatterte siegreich das weiße Kreuz Savoyens.

Als es wieder licht in meinem Denken ward, lag ich in pfadloser Felschlucht beim Ninnjaal eines Baches in des Reiterjüngers Schoß. Kalt und klar war die Nacht aufgegangen, die Sterne funkelten schweigend auf die noch vor kurzem von Schlachtlärm umtobten Berge. Mir zur Seite stand Lautenschlager der Alte, rieb mein Haupt mit kühlem Schnee und sprach: „Wacht auf, Herr Siegfried, die Luft ist zu schneidig für einen wunden Mann. Ihr müßt noch ein paar Stunden laufen, das wärmt das Blut — 's ist sauber draußen!“

Der Feind hatte die Waldstatt verlassen und war bei sinkender Sonne in vereinten Heerhaufen talabwärts gerückt, um den keines Ueberfalls gewärtigen Gemeinden des Lucerna-Tales ein gleiches Schicksal zu bereiten, wie unserm Angrogna.

Ich erhob mich, müde und wirr, wie einer, der schweren Traum geträumt.

„Nimm das Handrohr, Reitershub“, sprach Lautenschlager wieder „und schleich voraus — — helmwärts, wenns gefeuer ist. Begegnet was, so pfeif, — schiebt was, so schief wieder!“

Da schritten wir leise durch die einsame Nacht über eisüberzogene Tiefen und aufgetürmte Felsstrümmern. Der Hub hundert Schritte voran, wie eine wilde Katz durch den Schnee schleichend.

In einem Abhang ragte dunkel eine Gruppe mächtiger Arvenbäume, da schallte sein leiser Pfiff, — wir hielten. In kurzem kam der Junge selber: „es ist was“, sprach er, „aber nichts Lebendiges“.

Wir gingen voran, — durch die finstern Stämme glänzte der Mond auf's Schneefeld hernieder, — — der Boden war erstampft, Fenge ausgetobten Kampfes. Am starken Ast eines Arvenstammes hing aufgekriecht eine Gestalt und schaukte starr geistesstarr durch die Luft: Petrus Binal der Schulmeister, der so frühlich über seine Schreiekunft heute morgen das Fest wollte feiern helfen.

Und hundert Schritte davon, an einen Felsen gelehnt, wie eingeschlafen im Schnee, die Rechte auf's Herz gewreht, das eine Kugel durchbohrt hatte, ein verklärtes Lächeln um die bleichen Lippe — das Kind Mariolotta, ein schenes Nech, das einsam im Waldesdickicht verblutet.

Hier war Angrognas Pfarrherr auf der Flucht mit wenigen Getreuen von einem feindlichen Trupp erreicht worden. Sein harter ein schlimmer Los als das der Gefallenen: Kerker, Tortur und Schelnterhaufen. Geknebelt hatten sie ihn fortgeschleppt, den treuen Schulmeister, der im letzten Kampf dort stiel, zum Hohne aufgekriecht, — — aber dem Kinde, das bevor seine Augen das Schreckliche ersahnt, ein

titätscher Schuß gefällt, wagten selbst die herzharten Kriegskente nicht einen Hohn zuzufügen. Mit breiter Schwertklinge waren drei Kreuze in den Schnee gezeichnet, darauf es ruhte.

Stumm hielten wir vor der geweihten Stätte, entblößten Hauptes betend ein Feglicher.

„Dast recht gehabt, Marioretta, dunkeläugig Kind, wir mußten alle fort. Gebe Gott dir eine fröhliche Ruhe und ein fröhlich Aufersichen!“

Ich war niedergetrütet in den Schnee und küßte sie wiederum, wie tags zuvor, da sie noch ein blühend wild Nüßlein des Tales war, auf die Stirn. Dann löste ich den Dolch aus dem Gürtel und schnitt eine Locke vom bleichen, teuren Haupt, — dann drei Hände voll Schnee auf die Tote gestreut als letztes Fahrwohl und Ersatz der Bestattung, die wir in nächstiger Zeit der Not, da der Boden unter den Füßen braunte, nimmer vollziehen konnten — und vorwärts glugs durch die Nacht.

Der Mond aber leuchtete, wie zuvor, teilnehmend auf den Arvenwald und seine Toten, — er, der auf Gute und Böse gleichmäßig schelm und nicht ändern mag, was der Menschen Haß und Wahn am Frieden der Schöpfung versündigt. . . . .

\*

Vergl. hierzu: Felix Dahn, Erinnerungen Bd. III, S. 288: „Der Tod Marias hatte eine traurige Folge auch für die deutsche Literatur. Scheffel hatte einen groß angelegten geschichtlichen Roman begonnen, der, umfang- und farbenreicher als der „Ellehard“, die Kämpfe der Abtgenfer in Südfrankreich gegen die Inquisition des Papsttums im XIII. Jahrhundert mit zum Gegenstand hatte, aber zu großem Teil auch in Italien, in Rom und Venedig, spielte. Er las mir die Eingangskapitel teils vor, teils gab er mir die Reinschrift zu lesen: sie zählten zu dem Aller schönsten, Ergreifendsten, was Scheffel gedichtet hat! Gleich das erste Kapitel, welches den Gottesdienst der frommen, armen Bergbirten schildert, wie sie, aus den faulen heuchlerischen und verweltlichten Zuständen der Staatskirche hinweg nach reinerer Gottesverehrung sich sehnd, aus dem Tal emporsteigen auf die höchsten Gipfel der Berge und hier, ohne Kirche und Altar, beim Aufgang der Sonne ihre weihewolle Andacht verrichten, wobei sie dann von den Spähern der Inquisition überrascht werden, war von hinreichender Schönheit. Scheffel legte nach dem Tode Mariens das Werk, für welches er Jahre lang Studien gemacht hatte, so gründlich wie für den „Ellehard“ und später für „Frau Aventiure“, weg und war durch seine Bitte zu bewegen, es zu vollenden. Die Heldin, die weibliche Hauptgestalt, war seine Schwester gewesen: es war ihm nicht möglich, an dieser Figur weiter zu arbeiten.“ (D. Hgb. Werner Krenker.)

### Don Stefano Basetti.

Aus Gebetbuch über stattgehabte Einlagerung auf Castell Toblino im Tridentinischen, Juli und August 1865

von Jos. Victor von Scheffel.

(Stuttgart, Verlag von Ad. Bonz & Co.)

Was wären wir im Castell Toblino und seiner Umgebung, was auf dem grünen See, was auf den kahlen Gebirgspfaden ohne Stefano Basetti? . . . Nichts! Was sind wir mit ihm? Ortskundige Schiff-Gesell-Wagerlebeförderer Signori mit stets frischen Jlgarren, landauf landab bekannt wie falsche Sechser, . . . Alles! — Die Geschichte von Stefano Basettis Verhältnis zu uns verdiente eine ausführliche Bearbeitung: wir ein homo sui juris ohne zu wissen wie, alieni juris wird, wie zwei Herren ohne zu wissen wie, einen Diener bekommen, einen Gondolier, Gekretzer, Sendboten, wie ein ländlicher Colon, ohne zu wissen wie, zwei Herren bekommt . . . alles steckt in dieser Geschichte. Sie kann nur von solchen begriffen werden, die Sinn für das organische Werden des Rechts haben. Zwischen uns und ihm ward kein Wort verabredet, kein Vertrag geschlossen, keine Handshake niedergeschrieben: das Verhältnis kam — und wuchs — und war da — jetzt können wir ohne einander nicht mehr leben, wir beschließen, er gehorcht, wir gehen, er ist der Schatten, der uns folgt, wir winken, er fliegt; — ja er schwänzt sogar die Kirche für uns!

An den sonnigen Abhängen des Monte Gazza ist eine reiche Bigne, wo türkisch Korn, Maulbeerbäume, Neben in üppigem Wachstum gedeihen. Im einfachen Häuslein, dessen eine Wand noch vom Frühjahr 48 her von Kugelspuren übersät ist, versteckt unter Obstbäumen, hat Stefano Basetti gehaust, von seiner Geburt bis zu unserer Ankunft, im ganzen 57 Jahre; er ist Colon und gehört zum Kastell; an Haltung und Lebensart ein Bauernmann höheren Schlages. Sieben Töchter und zwei Söhne sind seinem Stillleben entsprossen.

In den heißen Juli- und Augusttagen hat der welsche Bauer in der Campagna nichts zu schaffen und überläßt ruhig auf der faulen Haut ausruhend, der Mutter Natur die Arbeit.

Für Stefano Basetti kamen wir somit zu rechter Zeit in diesen Landen an.

Am zweiten Tag nach der Ankunft fuhren wir in der leeren Barke, die unter tierlich gebautem, mit Zinnen versehenen Mauerwerk schiff in feinsten Schloßhof liegt, hinaus in die Abendkühle. Stefano ruderte. „Werden die Signori morgen wieder fahren?“ sprach er als wir zurückkamen. „Ja.“ Um dieselbe Stunde war er wieder an der Barke.

Nach kurzer Frist begannen wir uns nach verschiedenen Richtungen in die Umgegend auszubreiten. Meister Inseln hatte Plätze ausgesucht, wo er seine venetianer Weinwänden mit kräftigen Landschaftsstudien zu decken gedachte. . . Ich hatte einen schattigen Winkel an unzugänglichem Seenufer gefunden, der mir zu vornehmlicher Meditation und Brückung alter Geschichten wie gemacht erschien. „Wer wird uns alles besorgen, Staffesei, Malkasten,

Weinwand ins Gebirg, wer über den See?“ fragten wir unsern Führer. „Mi,“ sprach Stefano. „Mi“ heißt hierlands: Ich. Damit vervielfältigte sich sein Geschäftskreis ins Unendliche. Aber er kam pünktlich und schleppte den Malapparat in die Berge, und fuhr mit mir über den See, und kam vor Mittagzeit und schleppte alles wieder heim, und kam zu mir herübergefahren und setzte mich wieder über . . . und hatte seine Bauernfreunde an unserer Dentierung, und wenn wir von der Barke in die kühle Stut sprangen und ihm davonschwammen, da rief er ein über's andremal sein stammendes „höhö höhö . . .“ und sprach: so brav im ins-Wasser-gehen sei hierlands niemand.

Wie die nähere Umgegend erschöpft war, fragten wir ihn nach etlichen Wegen in weitere Ferne. „Ich gehe mit,“ sprach Stefano. Und wir sind nach Calavin gegangen und nach Padergnon, nach Madruz und nach Molwen, nach Comano und an den See von Cavedine, Stefano ging mit, ohne daß ihm ein Pfennig Honorars verabreicht ward. Aber wir hielten ihn dafür auch als wie ein Stück von uns, und bewunderten mit ihm das große Welschhorn in den Feldern des Bischofs von Trient, und die Neben oben bei der hl. Hochkapelle, die den vino santo tragen, und tranken mit ihm tapfer Wein, und bestellten extra für ihn noch ein paar Stücke Brot weiter, denn was er nicht verzehrt, das steckt er ein für später.

Und allmählich verzog sich Stefano Basetti mehr und mehr von seinem Häuslein im Grün der Obstbäume zu uns ins Kastell herüber. . . „ho trovato gusto di questi Signori,“ sprach er, als ich ihn eines Tags ob der Vernachlässigung seines Herdes und seiner ehrwürdigen Bettgenossin zu Rede stellte.

Stefano Basetti hat zu Haus sicher manch einen Vorwurf ob seiner vita nuova zu erdulden; seit er mit uns geht, trägt er seinen sonntäglichen Kattunfittel und seine sonntäglichen schwarzen Hosen auch des Werktags. . . was ihren Fall um sechs Jahre beschleunigt; er kommt sie und da leicht angegriffen heim, sie und da bleibt er ganz aus. . . es war ein rührend Bild, wie wir einst vom Bad Comano in später Nacht heimkehrten und seine Alte samt Kind und Regel mit einer großen Landferne auf der Landstraße trafen; sie waren ausgezogen, den nachtschwärmenden Hausvater zu suchen. . . Aber es läßt sich nichts dagegen machen, Stefano Basetti hat gusto an uns gefunden, er weicht nimmer. . . So sicher als die Sonne aufgeht, kommt es jeden Morgen mit schweren Tritten durch den Vorsaal getappt, dann bleibt's eine Weile still, als wenn ein Mann lauschend den Kopf ans Schlüsselloch hielt, dann erhebt sich ein eigentümliches Geräusch an der Stubentür, was aus Scharren mit dem Fuß, Klopfen und mit der Faust dem Holz entlang fahren zusammengesetzt ist und mir vom Anklopfen der Hauensteiner Bauern an der Amstanzlei zu Sädingen noch wohl bekannt ist. . . Dann erscheint eine Gestalt unter der geöffneten Tür, die wie sie uns ansichtig wird einen Schritt zurücktaumelt, weil ihr jetzt erst einfällt, daß sie den Hut noch auf dem Haupt trägt. . . und sie reißt den Hut mit krampfhaft gebogenem Arm nieder und öffnet den breiten Mund zu einem Lachen, aus dem eine unendliche Fülle von Wohlwollen herausklingt und fragt: „vanno in nissun luogo oggi, i Signori?“ Das ist Stefano Basetti, unser Sklav.

Seit er die schlichtern vorgebrachte Bitte verwilligt erhielt, daß die Ueberreste unserer Mittagsmahlzeit nicht in die Küche des Kastells zurück, sondern in seine casa hinüberwandern, hat sich sein Eifer gesteigert, und er ist neulich sogar auf dem Boot neben dem Kutscher mit nach Terlago gefahren, ohne eine Etke der Andeutung verstehen zu wollen, daß dieser Ausflug auch ohne ihn bewerkstelligt werden könne.

Stefanos Tochter Karolina ist unsere Aufwärterin und cameriera; noch fast in jedem Dorf, durch das wir mit ihm wanderten, hat da oder dort eine Frau zum Fenster heransgeköhnt und ihn gegrüßt, und er hat mit Stolz gesagt, es sei eine verheiratete Tochter.

Es wäre noch viel zu erzählen. . . aber eben reißt sich die Tür wieder auf und er ruft: sono pronti gli animali! Wir sollen nach den Höhlen von Lashne reiten. . .

Nög es uns am jüngsten Gerächt nicht angerechnet werden, wenn Stefano Basetti, der Mann von 57 Jahren und Vater von 9 Kindern durch seinen Gusto an den zwei fremden Signori zum Bummler geworden!

### Scheffel-Anekdoten.

Wie Scheffel geadelt wurde.

Eine Erinnerung von Friedrich Gehler's Lehr.

Aus „Gesammelte Dichtungen“ von Friedrich Gehler (7. 3. Jan. 1891).

(Lehr, Druck und Verlag von Moritz Schauenburg.)

Nemo propheta in patria. Wenn man noch zu Mitte der sechziger Jahre einen Einwohner der stillen Residenzstadt Karlsruhe nach Scheffel fragte, so konnte man in zehn Fällen unter neun eine Antwort erhalten, die etwa so lautete: „Scheffel? Seine Eltern wohnen in der Stefantenstraße. Angesehene Leute! . . . .“ Achselzucken und aus war die Antwort. Karlsruhe hatte damals noch ganz andere Dinge zu tun, als sich um einen etwas absonderlichen lebenden Dichter zu kümmern, gar um einen Dichter von so kräftig und rauch ausgeprägter Eigenart. Und während man sein Bildnis (von Scherlle) in der schwäbischen Residenz Stuttgart allenthalben in den Schaufenstern der Kunst- und Buchhandlungen ausgestellt finden konnte, in Karlsruhe hab' ich's zu jenen Zeiten weder bei Belken noch bei Bielefeld je einmal gesehen. Ein satirischer Beobachter — aber diesmal nicht, der wichtige Oberlandes-

gerichtsrat Karl Bär alias Bäre-Karle — sagte von dem Karlsruber Leben aus, es gliche dem Treiben in einer Schachtel voll Maikäfer, der eine fliege dem andern über den Kopf usw. Da konnte doch nicht der Platz und ein sehr weitgehendes Verständnis für einen Poeten von Scheffels Art sein. Ja, wenn er auf einem Karlsruber Bureau dienstfertig zwischen vier und fünf Uhr gefessen hätte — abends zur Kanzlei mit Akten, nämlich auf den Helikon — oder als Würdepriester die lange Straße auf und ab geschritten wäre, dann, ja dann! Und wenn er als solcher ästhetischen Tee hinter die Würdebinde gegossen hätte, dann, ja dann! Aber sein Hals taugte nicht für die Würdebinde und der Kopf nicht für den Würdepriester; er liebte einen kräftigen Schluck und verzichtete darauf, ein populärer Karlsruber sein zu wollen.

Es kam aber bald anders. Die Liederammlung „Gau-deamus“ brachte dem Dichter zu dem Ruhm, den er schon besaß, eine weitgehende Popularität. Und diese Popularität pochte auch in Karlsruhe gewaltig an. Es schien, als wollte man ein langes Versämnis rasch und gründlich wieder gut machen. Die Studenten der höchsten Hochschule des Landes, die Polytechniker zu Karlsruhe, nahmen den fünfzigjährigen Geburtstag Scheffels, den 16. Februar 1876, zum Anlaß einer solennen Scheffelfeier, und Großherzog Friedrich ehrte den Jubilar, dessen Kunst bereits der königlich württembergische Kronenorden zierte, durch Verleihung der erblichen Adelswürde.

Das Fest ist damals genugsam in den Tagesblättern beschrieben, illustriert und verherrlicht worden. Der Andrang zu demselben war groß. Ich fuhr mit einem Bekannten hinüber nach Karlsruhe und wir meldeten uns bei Scheffel, um Einlaß in die Festhalle zu erlangen. Der schrieb für uns beide eine Karte: „Deputation von Lahr“ — und drin waren wir. Der Passaparant wirkte. Der Großherzog hatte sein Erscheinen zum Bankett (es gab Bier, Festrede, Vledervortrag, Festspielaufführung) zugesagt und in richtiger Würdigung seiner Karlsruber in letzter Stunde den „Meberrod“ befohlen. Das Fest war nicht in allen seinen Teilen ein würdiges: Der fürstliche Herr feierte in Scheffel den Dichter als Vertreter der Ideale in der Welt und alsbald brachte man auf der kleinen Bühne das „Guanolied“ zum Vortrag. Die dramatische „Kunst“ hatte sich im Festspiel des Dichters recht unglücklich bemächtigt, und während er unten sah, mußte er sein Herrbild oben auf den Brettern rechtlich agiert sehen. Ob es ihm wie Sokrates bei der Aufführung der „Wolken“ zumute war? — Er lachte recht herzlich, je eotiger ihn sein Nachbar, der Hofschau- spieler Lange, oben traktierte. Und ein leichter Dunst läßt sich in seinen Niederschlägen wohl auch viel besser ertragen als ein großer Wolkenplakregen, womit ich übrigens den Autor des Festspiels, den Hofschauspieler Karl Wesser, mit dem Autor der „Wolken“ in keine literarische Beziehung bringen möchte.

Eine heitere Szene ist mir noch erinnerlich: der „trinkbare Mann aus Württemberg“, Oberamtsrichter Ganzhorn aus Neckar- sulm, war zum Fest gekommen. Nachdem das „Guanolied“ zu jenen jedes Schwabenherz rührenden Strophen vorgebracht war:

Dem fern im schwäbischen Westen  
Der Wöblinger Reysbauer, i ben aber von Sendelfingen,  
des ich nur e Stund davon! —  
„Gott segn' euch, ihr trefflichen Vögel —  
An der fernem Guanokäst!“

da erhob sich der „Trinkbare“, drängte sich durch den schmalen Gang zu Scheffel hin, um ihn zu begrüßen. Scheffel stellte seinen Freund sofort dem neben ihm sitzenden Großherzog vor, und der „Trinkbare“ begann seine Rede wie folgt: „Königliche Hoheit, i ben au so en Wöblinger Reysbauer, i ben aber von Sendelfingen, des ich nur e Stund davon!“ Es wurde alsdann recht herzlich gelacht.

Der Abend jenes 16. Februar hatte seine gar schwere Seite und der Morgen des andern Tages nicht minder. Ganzhorn behauptete, er habe seit Jahr und Tag die Verpflichtung, so oft er nach Karlsruhe komme, Scheffels Weinkeller zu visitieren, natürlich nicht als trinkbarer Mann, sondern als Art Kellermeister oder Küfer. Er machte auch an jenem Morgen sein Recht und Imit geltend und so gingen wir in die Stefanenstraße zu Besuch. Wir trafen den Dichter des „Trompeters“ in seinem Garten prome- niierend und in Sidigeigeltimmung über den gestrigen Abend meditierend. Er war über das Fest sehr erfreut, mehr noch über die Anerkennung, die ihm von allen Seiten in Form von Ge- schenken und Erinnerungszeichen geworden. Das machte ihm so sehr Spaß, daß er die ganze Bescherung in ein Zimmer zusammen- stellen und photographieren ließ. „Nun will ich euch aber auch erzählen, durch welchen Zufall ich adeliger Herr geworden bin!“ sagte er lachend auf dem Gartenpaziergang, und ich gebe seine Worte, wie sie mir noch in gutem Gedächtnis stehen: „Eines Tages erhielt ich in Nadolzhell eine Einladung des Großherzogs, auf die Mainau zu kommen. Ich klopfte und bürtete meinen Frack aus und langte zur bestimmten Zeit drüben an. Als ich eben auf der Insel eintraf, kam mir der Großherzog entgegen und sagte: „Herr Doktor, die württembergischen Herrschaften haben sich heute uner- wartet von Friedrichshafen zu Besuch anfragen lassen! Wir wollten Ihnen noch abtelegraphieren, aber es war zu spät! Nun schließen Sie sich einfach an!“ Ich wurde vorgeleitet und auf diese Weise mit dem württembergischen Hofe bekannt. Die Folge davon war, daß ich einige Zeit darauf eine Einladung nach dem Hoflager zu Friedrichshafen erhielt. Ich bürtete wiederum den Frack und stellte mich auch allda ein. Da wurde ich denn einen langen Nach-

mittag in ernstliche ästhetische Auseinandersetzungen mit der Herzogin Vera verwickelt, währenddessen König Karl in einem Saal nebenan eifrig Billard spielte. Beim Abschied war der König sehr freundlich, drückte mir die Hand und sagte mit etwas schwäbi- scher Akzentuierung: „Es ist sehr schön von Ihnen, daß Sie mit meinen Hohentwiel besungen haben!“ Ich fuhr also mit dem Be- wußtsein eines gerechten Menschen nach Haus und erhielt infolge dieses Besuches den württembergischen Kronenorden, mit welchem bekanntlich der Personenadel verbunden ist....

Kurz darauf wurde Scheffel vom Großherzog Friedrich von Baden in „Anerkennung seiner hohen Verdienste als Dichter und Schriftsteller“ in den erblichen Adelsstand erhoben.

### Der eingefrorene und der aufgetaute Scheffel.

Aus: „Eine Rheinfahrt mit Victor Scheffel“, entnommen den Kultur- geschichtlichen Charakterköpfen von W. S. Niehl.

(Stuttgart 1891. Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.)

Ich machte im Sommer 1857 eine längere Reise durch das west- liche Deutschland von den Alpen zur Nordsee, die in der Hauptsache wissenschaftlichen Studien gewidmet war. Doch fand ich dazwischen auch Zeit, in freier Wanderlust durchs Land zu schweifen, zu wan- dern, um zu wandern, wo gerade die Reize der Gegend mich lockten. So hatte ich mich Anfang Juli im Schwarzwald umhergetrieben und war dann nach Karlsruhe gekommen.

Hier besuchte ich Victor Scheffel, der mir seit seinem Münchener Aufenthalt befreundet war.

Mein Plan war eigentlich, von Karlsruhe aus den Odenwald zu durchstreifen, den ich noch nicht kannte. Allein der Odenwald lief mir ja nicht davon; ich konnte ihn für diesmal beiseite liegen lassen, und da mein nächstes Ziel Kassel war, so beschloß ich, mit Scheffel eine Rheinfahrt bis zur Lahnmündung zu machen und dann mit ihm die Bahn hinauf zu gehen.

Schon am nächsten Tage fuhren wir nach Frankfurt und Mainz, frohgemut, in frischester Wanderlust; Stab und Tasche war unser einzigstes Gepäck.

Ich will unsere Rheinfahrt nicht schildern; ich greife nur die zwei eigenartigsten Tage heraus.

Wir hatten in St. Goarshausen übernachtet und waren früh aufgestanden, geweckt vom prächtigsten Sonnenschein. Als wir im Vorgarten des Gasthauses beim Frühstück saßen, begrüßte mich ein alter Bekannter aus Frankfurt. Ich stellte ihm meinen Freund Scheffel vor. Kaum hatte er den Namen gehört, so fragte er, ob er vielleicht das Vergnügen habe, den Dichter des „Trompeters von Säckingen“ vor sich zu sehen. Und als ich das bejahte, sprach er seine helle Freude aus über das schöne Gedicht, welches er schon viermal gelesen und welches ihm so gut gefalle, daß er ganz un- gewollt viele Verse auswendig behalten habe. Und er sprach auch gleich ein paar Verse, die ganz wortrefflich in die hellere Morgen- stimmung hier im Garten am Rheine paßten. Man fühlte, wie das Lob des Mannes aus dem Herzen kam. Und der Mann war kein Poet, kein Literaturmensch, kein schwärmerischer Jüngling, sondern ein fünfzigjähriger Beamter der fürstlich Thurn und Taxisschen Generalpostdirektion. Da mußte doch dieses freiwillige Lob doppelt schwer wiegen. Allein Scheffel hörte ihn schweigend an, sein Ge- sicht sah ganz feierlich zwischen den Vatermördern hervor, die er unpoetischer Weise zu tragen pflegte, und nach einer peinlichen Pause ergriff ich das Wort, um dem begeistertsten Oberpostbeamten einige Klugheiten zu sagen, die ihm eigentlich der Dichter hätte sagen sollen.

Scheffel war damals noch wenig bekannt; sein „Trompeter“ schon seit Jahren erschienen, errang erst später den durchschlagenden Erfolg, und der Dichter klagte oft darüber, daß seine Gedichte so wenig gelesen würden. Nun stand plötzlich ein Leser vor ihm, wie sich ihn der Poet nur wünschen mag; — und der Poet sah darin, als hätten ihm die Hühner das Brot gefressen, und verabschiedete sich ganz stief und kalt von dem Fremden, der ihm doch so nahe ge- treten war.

Im geselligen Verkehr mußte man zwischen dem eingefrorenen Scheffel und dem aufgetauten Scheffel zu unterscheiden wissen. Diesmal war er vollständig eingefroren.

Als wir jedoch aufgebrochen waren und die Schlucht des Forst- bachsals hinaustiegen, durch welches wir den Weg zur Burg Reichen- berg suchten, taute er plötzlich auf und meinte, schöner habe dieser Morgen für ihn nicht beginnen können, wie durch die Begegnung mit dem lebenswürdigen Frankfurter, der ihm seine ehrliche, warme Anerkennung so gewinnend ausgesprochen habe. So echtes Lob entschädige für das Schweigen der Kritik und mache ihn glücklicher, als wenn es sein „Trompeter“ heute schon zur zehnten Auflage gebracht hätte.

Ich blieb stehen, sah ihm erstaunt ins Gesicht und fragte: „Aber warum hast du denn nicht vor einer halben Stunde auch nur die Hälfte dieser schönen Worte, die du mir jetzt sagst, dem freundlichen Fremden gesagt? Auch er würde sich dann ganz glücklich gefühlt haben, und jetzt hat er sich vermutlich geärgert.“

„Habe ich denn nichts gesagt?“ fragte Scheffel ganz verwundert.

„Nein!“ rief ich, „gar nichts hast du gesagt!“

„Dann habe ich eben geschwiegen“, entgegnete er ganz trocken, „weil ich so vergnügt war.“